Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 64 (1987)

Heft: 6

Artikel: Denkmalpflegerische Dienste im Ausland. 1

Autor: Lauber, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1031141

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Denkmalpflegerische Dienste im Ausland 1

von Fritz Lauber, Basel

Liebe Mitbrüder, liebe Freunde,
Sie sind in den langen Jahren unseres erspriesslichen Zusammenarbeitens hier an der Sanierung und Restaurierung der bedeutenden Klosteranlage von Mariastein wahrscheinlich mehr als einmal erstaunt gewesen, dass es hin und wieder hiess: «Denkmalpfleger Fritz Lauber ist auf Reisen; er befindet sich auswärts»; deshalb kann er leider nicht da sein, obschon man ihn gebraucht hätte. Solche Verwunderungen waren zuweilen durchaus verständlich. Aber anders als ein Schuhmacher, der in seiner Werkstatt Fussbekleidungen flickt oder ein Zimmermann, welcher, wenn auch auf einem etwas entfernteren Bauplatz, so doch in der Nähe, Gebälke verlegt und Dachstühle aufrichtet, ist obengenannter Monumentenbetreuer nicht nur im Kanton Basel-Stadt oder in der ganzen Schweiz, sondern sogar noch im Ausland tätig.
Ich bin Ihnen daher dankbar, dass Sie mir, dem Schreibenden, Ihrem Ehrenmitbruder, die Möglichkeit geben, hier einmal im Zusammenhang, etwas ausführlicher zu erläutern, was es denn mit der rätselhaften Art des im In- und erst recht im Ausland beschäftigt zu sein auf sich hat. Der eben gemachte Vergleich mit dem Schuhmacher hinkt natürlich stark, denn ihm werden die zu reparierenden Fussbekleidungen in seinen Arbeitsraum gebracht; dem Denkmalpfleger, der sich mit Monumenten, d. h. in der weit überwiegenden Zahl der Fälle mit wichtigen alten Bauwerken befassen muss, tun diese nicht den Gefallen, auf seinen Schreibtisch zu fliegen, damit er sie dort behandeln kann. Schon ein Stück zutreffender ist da der Vergleich mit dem Zimmermann, welcher seine Holzkonstruktionen zwar im Werkhof vorbereitet, d. h. abbindet, der sich aber zur weiteren Ausführung seiner Arbeit auch zur entlegenen Baustelle zu bemühen hat. Noch viel ausgeprägter ist dies natürlich beim Monumentenbetreuer, der ohne den beständigen engen Kontakt mit seinen Schützlingen, den Denkmälern, überhaupt nichts tun kann (abgesehen von unschöpferischen Verwaltungspflichten, die zur Aufrechterhaltung des gesamten Betriebes heute unerlässlich sind und daher auch geleistet werden müssen).
Das mag unmittelbar einleuchten, doch was hat unser Denkmalpfleger Fritz Lauber jenseits der Schweizer Grenzen, also im Ausland zu machen? Dort gibt es selbstverständlich auch Kulturdenkmäler, aber doch bestimmt auch eigene Monumentenbetreuer, welche sich um diese Objekte kümmern.

Auslandhilfe, gute Schweizer Tradition

Es ist, so darf man auf diese Frage antworten, immer eine besondere Stärke, aber auch eine schöne Tradition gewesen, dass die Eidgenossenschaft, seit mindestens dem 19. Jahrhundert, stets ihre guten Dienste allen Nachbarn zur Verfügung gestellt hat, dann auch ganz Europa und später sogar weltweit. Nun gibt es mit Sicherheit ein Gebiet, das seinem Wesen nach immer grenzüberschreitend war und blieb, die Kultur. Und da die Denkmalpflege zweifellos ein Bestandteil derselben darstellt, gilt das für sie ebenso.
Die Schweiz scheint «Europa im Kleinen» zu sein. Das Bewusstsein von der Vielfalt und Vorbildlichkeit des friedlichen Zusammenlebens von Staatsbürgern verschiedener Sprachen und Religionen hat uns – jedenfalls verhältnismässig – vor dem nationalistischen Pathos des 19. Jahrhunderts und vor seinen verhängnisvollen Auswirkungen bewahrt. Was aber kaum heisst, dass jene Geisteshaltung schon völlig überwunden wäre, gibt es doch auch bei uns Zeitgenossen, für die an unseren Landesgemarkungen die Welt aufhört und

jenseits bestenfalls eine weisse Fläche «terra incognita» aufweist. Dabei sind Staatsgrenzen im geschichtlichen Sinn weder alt noch wertvoll oder unverrückbar; einstens aus Besitz- und Hoheitsrechten entstanden, wurden sie im Laufe des 19. Jahrhunderts, also erst in neuester Zeit, zu «Zollschranken», mit der Absicht, die einheimische Produktion abzuschirmen. Und erst allerjüngstens entwickelte sich die Grenze, geschürt durch nationalistischen Ungeist und weltanschauliche Auseinandersetzungen zu jenem stacheldrahtbewehrten und unübersteigbaren Hindernis, das manch einem noch in Erinnerung sein mag. Wir dürfen hoffen, dass dieses Verwerfliche – hoffentlich endgültig – überwunden ist und wir uns Wesentlicherem, der Lösung von dringenden Aufgaben der Gegenwart zuwenden können, die uns ohnehin nicht den Gefallen tun, sich nach Landesgemarkungen zu richten.

Kultur, wie gesagt, ist – und war immer – grenzüberschreitend, aufs engste verbunden mit dem Patrimonium, der Summe der ererbten Urkunden auf allen Ebenen unserer geistigen und künstlerischen Lebensäusserungen. Dieses väterliche Erbgut kann nicht – und konnte vernünftigerweise nie – zum alleinigen Eigentum eines bestimmten Staates erklärt werden, sondern blieb und bleibt stets der gemeinsame ideelle Besitz aller Europäer. Daraus folgt aber auch eine gewisse erforderliche Mitverpflichtung an der Bewahrung und Pflege des gemeinsamen abendländischen Kulturvermächtnisses, das über die Landesgrenzen hinausgeht. Solche Gedanken mögen für viele als Selbstverständlichkeit gelten; ihre ausdrückliche Festhaltung ist hier jedoch unerlässlich, weil sie, wie angedeutet, noch vor relativ kurzer Zeit eben nicht als das anerkannt wurden.

Auch in der Schweiz, wie überall in Europa, ist das Hegen und Pflegen der Monumente eine öffentliche Aufgabe. Diese fürsorgliche Tätigkeit bildet wie bereits angedeutet ebenfalls bei uns ein Stück der Kultur. Für sämtliche Belange dieses Bereiches sind in der Eidgenossenschaft, entsprechend dem föderativen Staatsgefüge, d. h. der Selbständigkeit der einzelnen Glieder innerhalb des Staatsganzen, in erster Linie die Kantone und danach der Bund zuständig. Vernünftigerweise finden sich in allen einschlägigen Denkmalpflegeverordnungen und -gesetzen – ungeachtet ob eigener oder fremder Herkunft – nirgends auch nur der geringste Ansatz für gewisse Dienstleistungen am ausländischen Bauerbe. Das entspricht ausnahmslos den wirklichen Gegebenheiten. Denn die überlieferten historischen Patrimonien gehören ja, nicht nur auf unserem Kontinent, zweifellos stets in die Obhut jener Völker, auf deren Territorien sie errichtet wurden. Deshalb bestimmen immer sie, nämlich die Standortsnationen, in völliger Unabhängigkeit nach eigenem Ermessen, welche Objekte, was für Schutz- und Bewahrungsmassnahmen durch wen und wann erhalten sollen.

Diese allgemeinen Feststellungen in bezug auf denkmalpflegerisches Handeln über hoheitliche Gebietsschranken hinweg lassen sich auch etwas kürzer und einfacher ausdrücken, und zwar wie folgt: Alle konservatorischen Aktivitäten von Schweizern im Ausland beruhen durchwegs auf keinen rechtlichen Pflichten, sondern ganz allein auf menschlich-sittlichen Geboten. Sie entspringen dem freien Willen der Beteiligten, müssen aber stets im Einvernehmen, besser indessen auf Ersuchen der verantwortlichen Eigentümer und Behörden des betreffenden Staates erfolgen. Am selbstverständlichsten geschehen derartige Einsätze in einem Nachbarland dann, wenn sich dort in einem nahgelegenen Ort eine Katastrophe an einem geschichts- und kunstträchtigen Kulturgut ereignet. Für ein rasches und wirksames Mitmachen zur Linderung von Notlagen ist man, normale Zeitläufe und Zustände vorausgesetzt, auch als Fremder fast immer sehr willkommen.

Erfahrene Hilfe schafft Vertrauensbasis

Gestützt auf derart praktisch erprobte Hilfsbereitschaften bilden sich meistens solide Vertrauensbasen. Darauf fussend ergeben sich oft gute kameradschaftliche Beziehungen zu ausländischen Berufskollegen und ihren Ämtern. Gelegentliche

Wiederbegegnungen mit ihnen führen leicht zu erneutem fachlichem Gedankenaustausch und bahnen – langfristig gesehen – häufig ein erspriessliches Zusammenarbeiten in einzelnen Fragenkomplexen untereinander an. Der eine oder andere Partner ersucht früher oder später möglicherweise einmal seinen benachbarten Fachbruder um Beratung und Unterstützung beim Lösen heikler oder zerstrittener Probleme im eigenen Wirkungsfeld. Das spielt sich gewöhnlich in völliger Stille ab, manchmal aber auch über offizielle Verkehrspfade.

Grenzüberschreitende Betätigungen der Denkmalpflege bieten sich in den Randzonen unseres Vaterlandes viel eher in direkter, weil naheliegender Weise an, als etwa aus dem Innern der Schweiz. Hierfür besonders förderlich erscheint beispielsweise die geographische Lage der Stadt Basel im Nordwesten der Eidgenossenschaft an der Dreiländerecke. Hier am Rheinknie situiert, greift ihr natürlicher Lebensraum seit eh und je etwas über die heutigen Grenzpfähle nach Frankreich und Deutschland hinein. Auch wirtschaftlich betrachtet sind ihrer Region die südlichsten Zipfel sowohl Badens wie auch des Elsasses mehr oder weniger zugeordnet. Und hüben und drüben öffnen bestehende freundschaftliche Bindungen seit Beendigung des Zweiten Weltkrieges wieder Türen und Tore. Denn bestandene weltanschauliche Differenzen sind gewichen: erneut tritt man sich in gut nachbarlichem Geist gegenüber und versucht sogar vielfach – trotz vorhandener Gebietsschranken – gemeinsame Sorgen miteinander zu beheben. Dank dem Überwiegen derartiger Verhältnisse wird auch die Meinungs- und Erfahrungsaussprache unter Sachverständigen verschiedener Nationen sehr erleichtert: offensichtliche Vorzüge der peripheren Stellung unserer Polis Basiliensis.

Im übrigen findet sich noch ein weiterer, gangbarer Weg, auf dem man verhältnismässig einfach zu guten Kontakten mit Fachleuten anderer abendländischer Staaten, deren Verwaltungen und Berufsverbänden gelangt, und woraus zuweilen ebenfalls günstige Voraussetzungen für gegenseitige denkmalpflegerische Dienstleistungen erwachsen dürften. Das ist die Teilnahme an einer der Jahrestagungen der Konservatoren verschiedener europäischer Staaten oder dergleichen Kongresse mehr. Dort haben auch Gäste stets die Möglichkeit, bei der Behandlung von Diskussionsthemen das Wort zu ergreifen, eigene Gedanken, Vorschläge und Empfehlungen einzubringen. Gute Voten werden manchmal nicht nur mit Beifall aufgenommen, sondern wenn sie ungewöhnlich fruchtbare Vorstösse darstellen, ebenfalls zu Beschlüssen erhoben. Bei solchen Anlässen entstehen gelegentlich auch zwanglos kollegiale Begegnungen, die vereinzelt über diese Treffen hinaus lebendig bleiben und mit der Zeit eine Vertiefung erfahren können, so dass über die Grenzzäune hinaus ein gemeinsames fruchtbares Wirken ausgelöst wird.

Gestützt auf derartige Gegebenheiten ist es daher nicht verwunderlich, dass sich dem Schreibenden seit seiner Beamtung als Architekt beim Baudepartement und als Berater des Monumentenbetreuers in der Erziehungsdirektion des Kantons Basel-Stadt anfangs Mai 1939, seit seiner Erkürung zum Mitglied der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege 1957 und seit seiner Ernennung zum Vizepräsidenten desselben Gremiums 1963 sich zahlreiche Anforderungen zu einem Tätigwerden jenseits der Landesgrenzen ergaben. Und dies begann zunächst noch in jener Zeit der Bedrohung durch den Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges mit hermetisch geschlossenen Grenzen und nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches, der auch ein geistiger Zerfall war, sodann der neuen Nachbarschaft der französischen Besatzungsmacht anfangs keineswegs normal. Ein entscheidendes Hindernis bot dabei lange Zeit allein schon der Grenzübertritt. Während es für einen Eidgenossen – wenn auch mit noch genug Schwierigkeiten verbunden – immerhin grundsätzlich machbar war, in das von der französischen Armee besetzte und verwaltete Gebiet einzureisen, blieb es umgekehrt für einen Deutschen viele Jahre lang beinahe unmöglich, in die Schweiz zu kommen.

Die kriegsbeschädigten Münster der Städte Freiburg i. Br. und Breisach

Den direkten Auftakt zu engeren, freundnachbarlichen Beziehungen, die heute noch bestehen, bildete eine Katastrophe, wie sie sich hoffentlich nie wiederholen wird.
In den letzten zwei Monaten des Jahres 1944 befand ich mich – vom Militärdienst beurlaubt – zur Behandlung eines bei mir plötzlich aufgetretenen schweren Augenleidens an meinem Wohn- und Arbeitsort in Basel. Hier vernahm ich am Dienstag morgen, dem 28. November 1944, eine Nachricht vom Kriegsgeschehen, die mich menschlich wie fachlich tief bewegte und sehr bedenklich stimmte. In dieser Meldung hiess es, dass gestern, also am 27. des Monats, in den späten Abendstunden die deutsche Nachbarstadt Freiburg im Breisgau von riesigen Luftstreitkräften der Alliierten in einem vernichtenden Schlag angegriffen worden ist. Die gewaltige Fliegerattacke hatte bedauerlicherweise unter den Bewohnern 3000 Todesopfer sowie viele Verwundete und Obdachlose gefordert. Bereits innerhalb weniger Minuten, so lautete es im weiteren, sei durch den Grosseinsatz des Geschwaders das historische Ortszentrum der Stadt Freiburg im Breisgau zu 85% in Schutt und Asche gefallen. Allein das altehrwürdige Münster, unverwechselbares Wahrzeichen der bis dahin zumeist noch ein mittelalterliches Gepräge zur Schau tragenden Zähringersiedlung schien von jenem durch den Feind ausgelösten Bombenhagel absichtlich verschont geblieben. Aber von der ungeheuren Wucht der entstandenen heftigen Luftdruckwellen und Sogströmen erlitt auch das erzbischöfliche Gotteshaus mindestens folgenschwere Schäden an den Dach- und Fenster-Abschlüssen.
Es war verständlich, dass ich mich intensiv mit dem schrecklichen Ereignis und der dadurch im nahegelegenen Freiburg verursachten Katastrophensituation befasste. Der allerersten, weil dringlichsten Hilfe bedurften meines Erachtens zweifellos die von dem Flugangriff direkt betroffenen Menschen. Es galt deshalb ohne Verzug deren elementare Lebens- und Pflegebedürfnisse in allen Belangen sicherzustellen, wofür sich auch sofort das Schweizerische Rote Kreuz helfend anerbot. Während ich mich ebenfalls als Monumentenbetreuer mit dem Unglück eingehend abgab, bereitete mir in diesem Zusammenhang eine sehr düstere, aber nicht abwegige berufliche Überlegung auch bedrückenden Kummer. Denn ich kam dabei zu dem fatalen Ergebnis, dass der prächtige Sakralbau im südwestlichen Baden zwangsläufig eine grosse Zeitspanne im verletzten Zustande verbringen müsse. Aber ein langanhaltender Mangel an den dringend erforderlichen Reparaturen wäre meines Wissens seinem Fortbestehen doch sehr abträglich und könnte auf die Dauer verheerende Auswirkungen haben. Diese für mich beängstigende Vorstellung liess mir keine Ruhe. Und je stärker ich mich mit dem ganzen brennenden Fragenkomplex gedanklich auseinandersetzte, desto mehr gelangte ich zur festen Überzeugung, dass das Nationalsozialistische Regime in dieser kulturellen Sache – Wunder ausgenommen – restlos untätig bleiben und sich in keiner Weise bemüssigt fühlen würde, die zugunsten des lädierten Bauwerkes gebotenen Bewahrungsmassnahmen anzuordnen.
Denn seit El-Alamein, Stalingrad und Jalta befand sich Hitler-Deutschland meines Erachtens militärisch und politisch betrachtet in sehr argen Bedrängnissen. Nicht nur an den Fronten und auf den Schlachtfeldern, sondern auch zu Hause beklagte man unzählige Menschenverluste, und der heimatliche Erdboden glich manchen Ortes eigentlichen Trümmerwüsten. Man war dem völligen Zusammenbruch wesentlich näher gerückt und verzweifelnd auf eine schier unlösbare Weise in einen grauenhaften Endkampf verstrickt, bei dem es letztlich nur noch um das nackte Überleben ging. Angesichts einer solch bitteren Zukunftsschau, so folgerte ich, verstärke sich zweifellos auch die Wahrscheinlichkeit, dass das arg beschädigte und nicht instandgesetzte Freiburger Münster im bevorstehenden Winter den Unbilden der Witterung besonders hart ausgeliefert sein

würde. Vorab ohne abschirmende Dachabdekkungen und schützende Fensterabschlüsse befürchtete ich, dringe noch viel verderbliche Nässe in sein Inneres, was zu die Mauergefüge sprengenden Eisbildungen führen müsse. Jene wiederum vermöchten bald einmal die Stabilität aller Dekkengewölbe zu vermindern und deren Einsturzgefahr zu vermehren. Wahrlich eine Fülle entsetzlicher Gegebenheiten und verhängnisvoller Erwartungen.
Aber einer denkbaren, von staatlicher Seite mit Gleichgültigkeit oder Unvermögen hingenommenen Existenzbedrohung, so reagierte ich darauf, durfte man eine derartig hervorragende sakrale Architekturschöpfung doch nicht regungslos preisgeben. Vorweg, dank seinem noch in der Gotik meisterhaft vollendeten Westturm mit dem feindurchbrochenen spitzen Steinhelm, der reichen Ausstattung und dem erlesenen bildhauerischen sowie malerischen Schmuck nimmt das kunstvolle Objekt ebenfalls einen europäischen Rang ein. Ja, wie manch anderes Juwel zählt auch es zu den einmaligen Kulturgütern unseres Kontinents, ist ebenfalls ideeller Allgemeinbesitz jeden Abendländers und gehört also zu den unersetzbaren kunstgeschichtlichen Werten, die es, wenn immer machbar, unter allen Umständen der Nachwelt zu bewahren gilt. Denn unsere Nachkommen hoffen stets auf eine möglichst unversehrte Überlieferung dieser kostbaren Erbstücke. Wir, also ihre Treuhänder, haben deshalb auch in dieser Hinsicht unsere Vermächtnispflichten bestens zu erfüllen. Das war und blieb stets meine Auffassung.

Kurze Baugeschichte von Freiburg i. Br. und seines Münsters

Es galt, dabei auch die Entstehung und Entwicklung der Örtlichkeit und ihres Münsters zu vergegenwärtigen. Freiburg im Breisgau wurde 1120 (Tennenbacher Urkunde), nach anderen Quellen schon 1091 (Marbacher Annalen) durch die Zähringer Herzoge Konrad und Berthold gegründet. Während die Burg auf dem Schlossberg naturgemäss von militärischer Art war, trug die Stadtgründung wesentlich kaufmännischen Charakter. Man hat sie doch um eine seit alters bestehende wichtige Strassenkreuzung alter Handelswege in Nord-Süd- (Basel–Frankfurt) und Ost-West-Richtung (Elsass–Schwaben–Tirol, woher vor allem das Salz kam) angelegt; dieser alte Verkehrsschnittpunkt bildet noch heute die Siedlungsmitte «Am Bertholdsbrunnen». Die geschickte Anlage der Stadt führte unter anderem zu deren raschem wirtschaftlichen Aufblühen, wozu seit dem 13. Jahrhundert die Ausbeutung von Silberminen in der Nähe Freiburgs wesentlich beitrug. Der Grundplan des Ortes zeigt noch heute das bekannte «Zähringerkreuz». Neben der Marktstrasse lagen Pfarrkirche und Friedhof; dieses Gotteshaus der Gründungszeit war der Vorgänger des heutigen Münsters, das ebenfalls als blosse Pfarrkirche entstanden ist, in die jedoch enormer Reichtum geflossen war. Bischofskirche wurde das Freiburger Münster erst 1827, als die mittelalterliche Gliederung der Diözesen aufgehoben und der Sitz von Konstanz hierher verlegt wurde.
Die ältesten, stark vom Basler Münster abhängigen Teile des heutigen Münsters gehen in die Zeit um 1200 zurück (Vierung, Querhäuser, Untergeschosse der Hahnentürme); daran schloss sich, etwa Mitte des 13. Jahrhunderts, das von Strassburg beeinflusste gotische Langhaus an, dessen krönender Abschluss der Turm mit der berühmten durchbrochenen Steinpyramide von Heinrich dem Leiterer (den der Basler Historiker Jacob Burckhardt als den schönsten Turm der Christenheit bezeichnete) der einzige im Mittelalter vollendete Helm dieser Art bildet. Vom 14. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts schloss sich der spätgotische Chor an, den der auch am Basler Münster tätige Hans Niesenberger aus Graz wesentlich mitbestimmte.
Nach dem frühen Aussterben der Zähringer 1218 und den Grafen von Urach bzw. Freiburg kam die Stadt 1368 definitiv zu Habsburg, wo es mit «Vorderösterreich» für viele Jahrhunderte blieb. Stadttore (Martins- und Schwabentor) gehen in ihrer Grundanlage ebenso ins 13. Jahrhundert zu-

rück wie das älteste Freiburger Rathaus, die «Gerichtslaube». Der Landesherr Österreichs gründete 1457 die Universität, die sich im edlen Wettstreit mit der 3 Jahre jüngeren Basler Universität um berühmte Gelehrte jener Zeit wie den Reformationsprediger Geyler von Keysersberg (für den im Basler Münster die heutige Kanzel eigens angefertigt wurde) bemühte. Erasmus von Rotterdam, der universale Geist seiner Zeit, welcher sehr lange in Basel weilte, war von 1529 bis 1535 in Freiburg ansässig. Besondere Förderung liess Kaiser Maximilian, der «letzte Ritter», der Stadt Freiburg angedeihen. In jener Zeit entstand das eindrucksvolle Kaufhaus an der Südseite des Münsterplatzes,

Freiburg i. Br., Münster und zerstörte Altstadt um 1946.

das mit den Standbildern der Kaiser und österreichischen Landesherren des Sixt von Staufen geschmückt ist.

Der 30jährige Krieg fügte der Stadt Schäden zu. Im Zeitalter des grossen französischen Sonnenkönigs Louis XIV. wurde Freiburg 1677 französisch und blieb es bis 1697. Louis XIV. selbst war 1681 hier und liess den neuerworbenen Ort durch den grossen französischen Festungsbaumeister Sebastian Vauban mit einer grossen Sternschanzenbefestigungsanlage umgeben. Nach einem für Frankreich unglücklich verlaufenden Krieg fiel die Stadt 1697 wieder an Österreich zurück.

Nachdem im 18. Jahrhundert noch einmal reiche Bautätigkeit geherrscht hatte, kam Freiburg im Zeitalter von Napoleon I. 1805 an Baden und demzufolge 1870 zum Deutschen Reich.

Das Freiburger Münster wurde also, so überlegte ich weiter, sehr nahe bei meiner Vaterstadt in einer wesensverwandten Kulturlandschaft errichtet. Zudem ist es mit unserer früheren Bischofskirche in baugeschichtlichter Beziehung verschiedentlich eng verknüpft; zum Teil sind dieselben romanischen und gotischen Baumeister am Werk gewesen und unser Domkapitel sass lange Zeit in diesem Gotteshaus. Weshalb, so fragte ich mich immer wieder erneut, sind diese vorhandenen geschichtlichen und kunsthistorischen Bezüge, diese bestehende geographische Verbundenheit und schliesslich unsere glücklich gegebene Sonderstellung, direkt neben dem Kriegsschauplatz auf einer Friedensinsel leben zu dürfen, nicht der triftigen Gründe genug, um uns Basler und andere Mitschweizer aufzurufen zur Daseinssicherung und Verlängerung des verwundeten erzbischöflichen Gotteshauses etwas Tapferes zu tun?

Wir, die vom blutigen Völkerstreit verschont gebliebenen Zeit- und Eidgenossen durften jedenfalls nicht seinen Untergang dulden oder ihn gar mitverschulden. Für uns galt es doch da, in verantwortlicher Weise helfend zu lindern, Gutes zu fördern und nicht zu verhindern. Ja, unser nach staatsrechtlichen Grundsätzen in aussenpolitischer Hinsicht neutrales Land, so glaubte ich, sei auch als erprobte Mittlerin zwischen den feindli-

chen Blöcken am ehesten geeignet, in selbstloser Gemeinsinnigkeit, die fehlenden Materialien für eine behelfsmässige Instandstellung dieses Münsters zu beschaffen, herbeizuraffen und zu berappen. Dies schien mir eine schicksalshafte Herausforderung zu sein, der wir uns in jenem Zeitpunkt stellen mussten, und der ich mich damals meinerseits schnell unterzog.

Planung der Hilfsaktion

Aus all den vorerwähnten menschlich-sittlichen Erwägungen und Empfindungen in dieser denkmalpflegerischen Pflichterfüllung zu raschem Handeln bereit, entwarf ich alsbald in groben Zügen eine mir möglich und notwendig dünkende Hilfsaktion. In praktischer Hinsicht ging es dabei wie bereits angedeutet, zur Hauptsache um das Anfertigen und Liefern von Dachziegeln und Fensterglas. Anhand von sehr kleinformatigen, aber immerhin in verschiedenen Büchern massstäblich verlässlich publizierten Schemaplänen des Bauwerkes vermochte ich in relativ kurzer Zeit die ungefähren Ausmasse aller Dach- und Fensterflächen in den Obergaden zu ermitteln; alle übrigen Maueröffnungen waren seit Kriegsbeginn mit Holzbrettern verschalt. Die entsprechenden Ergebnisse lauteten auf insgesamt etwa 100 000 Stück Biberschwanzziegel und ungefähr 500 Quadratmeter Glasscheiben.

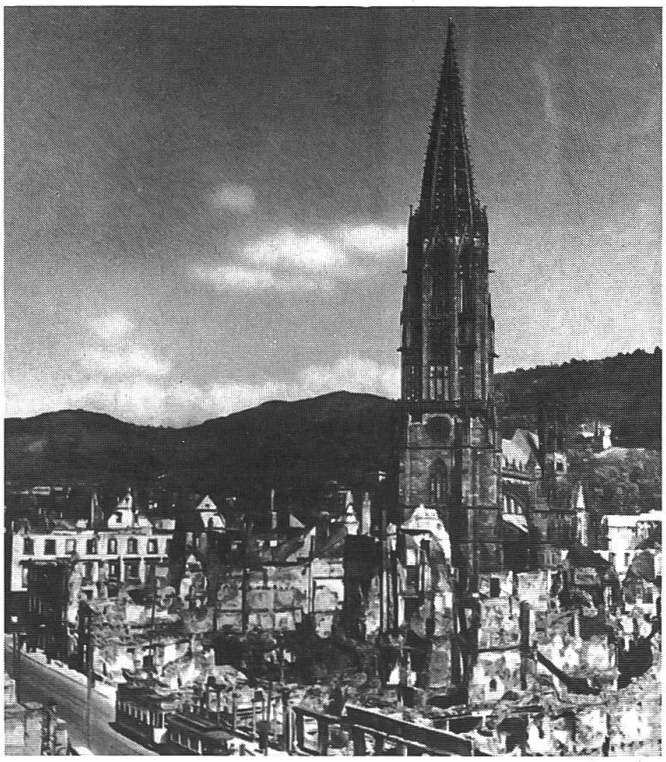
Das war also der Umfang der Materialien, die es zu spenden gab. Weil in bezug auf die beiden genannten Werkstoffe sowohl in Deutschland als auch und besonders bei uns in der Schweiz seinerzeit erhebliche Mängel herrschten und sie nur auf begründete Gesuche erhältlich waren, mussten wir unsererseits verlangen, für die zu deren Brand nötige Menge Kohlen vom nördlichen Nachbarn ein zusätzliches Kontingent freizubekommen. Und da wir zudem über wenig Benzin und Handwerker verfügten, hatten wir ferner die Bedingung zu stellen, dass das Land Baden alle durchzuführenden Transporte mit eigenen Lastwagen übernehme und die zum Eindecken und Verglasen nötigen und geeigneten Arbeitskräfte in ausreichender Zahl aus seinem eigenen Hoheitsgebiet anstellen müsse. Die geringsten Schwierigkeiten, das nahm ich voller Hoffnung schon zu Beginn an, sollte die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel zur Bezahlung der Fabrikationen und deren Verladungen ausmachen. Als anzapfbare Quellen standen, meines Erachtens, hierfür in Frage Geschenke ungenannt sein wollender privater Gönner, öffentliche Sammlungen oder die Schweizerspende.

Um die ganze kulturfreundliche Unternehmung unseren Kantons- und Bundesbehörden, aber auch breiten Bevölkerungsschichten unserer Eidgenossenschaft besonders verständnisvoll nahe zu bringen, einzuleiten sowie erfolgreich fortzuführen und zu beenden, wünschte ich mir einen glaubhaften, sachbezüglichen Aufruf des Erzbischofes der Diözese Freiburg. Denn die Bitte um Leistung entsprechender Helferdienste durch den hohen kirchlichen Würdenträger in schlichter, christlicher Verbundenheit uns gegenüber vorgebracht, müsste sich in der Angelegenheit zweifellos günstig auswirken. Ferner vermochte ein solches durch den gnädigen Herrn ausgesprochenes Gesuch am ehesten die bestehenden krassen weltanschaulichen Gegensätze zwischen hüben und drüben wenigstens in dieser Sache vorübergehend etwas zum Verstummen zu bringen.

Eine diskrete Kontaktaufnahme mit seiner Exzellenz in Freiburg im Breisgau erschien mir in Anbetracht der sehr dicht gesperrten Grenzen nur über unsere Rot-Kreuz-Organisationen möglich. Denn diese, so nahm ich an, sind doch gewiss zur Milderung der grössten Not überall stets willkommen geheissen. Sobald der Appell des Metropoliten der Oberrheinischen Kirchenprovinz vorläge, so kam ich zum Schluss, müsste die geplante Hilfsaktion der Basler Regierung und dem Schweizerischen Bundesrat zur Gutheissung und wohlwollenden Unterstützung sowie zur Bewilligung der erforderlichen Materialausfuhr ins Dritte Reich unterbreitet werden. Im Besitze von Zustimmung und Genehmigung wäre dann der Augenblick gekommen, offiziell zwischenstaatliche

Verhandlungen mit Deutschland über unser Hilfsangebot zu führen.
Noch am gleichen Nachmittag legte ich mein behelfsmässig ausgehecktes Konzept für die Hilfeleistung zugunsten des Freiburger Münsters Dr. Rudolf Riggenbach, seinerzeitiger Vorsteher der öffentlichen Basler Denkmalpflege, vor, mit der Bitte, doch zu einem raschen Mittun bereit zu sein. Es bedurfte allerdings einer über mehrere Stunden geführten Aussprache, bis ich all seine vorgebrachten politischen und kriegswirtschaftlichen Bedenken mit meinen Argumenten restlos ausgeräumt hatte. Erst danach war er – zu dem ich in enger Freundschaft stand – von der Wichtigkeit, der Güte und der Eile der Aktion völlig überzeugt. Aber trotzdem wünschte er, noch einmal darüber schlafen zu dürfen, um in gemächlicher Gelassenheit alles gedanklich erneut durchzugehen. Immerhin am nächsten Morgen teilte er mir bereits seine Rolle als mittragender Partner am nützlichen Unternehmen endgültig mit, so dass wir von nun an diese Sache zu zweit vertreten konnten.
Zugleich orientierte er mich noch über eine bestehende Beziehung zu einem in unserer Angelegenheit wichtigen Diplomaten. Er kannte den damaligen Gesandten Grossdeutschlands in Bern, Dr. Otto Köcher, dessen Mutter vor ihrer Verehelichung Bürgerin von Basel gewesen und er selber in unserer Stadt am Rheinknie aufgewachsen war. Die beiden gingen als Knaben zusammen in die Primarschule, besuchten dann gemeinsam das humanistische Gymnasium auf Burg und gehörten später ebenfalls derselben Studentenverbindung an. Das in der Jugend gewobene Band der Zuneigung wurde stets pfleglich weiterbehandelt und war auch zu der Zeit noch intakt. An ihn, so glaubte mein Freund, könnte er sich auf privaten Pfaden stets unauffällig auch für unser Vorhaben wenden, sofern das erforderlich wäre.
Am Ende der Unterredung kamen wir überein, die ganze Sache zur Beratung noch einem kleinen Freundeskreis zu unterbreiten. Nachdem wir die Teilnehmer einer solchen Gesprächsrunde bestimmt hatten, luden wir die Erkorenen auf den übernächsten Abend zu einem Treffen ein. Auch bei diesem Anlass vermochte ich als Initiant der geplanten Aktion während einer längeren Erörterung in aufrüttelnder und anspornender Weise über Zweck, Dringlichkeit und Vorgehen aufklären. Jedenfalls sicherten uns danach sämtliche Anwesenden ihre Mitarbeit und ihre Unterstützung zu.
Mit Blick auf die politische Überempfindlichkeit von Hitler-Deutschland gegenüber uns Eidgenossen wurde zuvor noch der Vorschlag gemacht, dass ich in der Angelegenheit im Hintergrund alle Dinge vorbereiten solle, während der Vorsteher

Freiburg i. Br., Münster und zerstörte Kaiser-Josephstrasse um 1947.



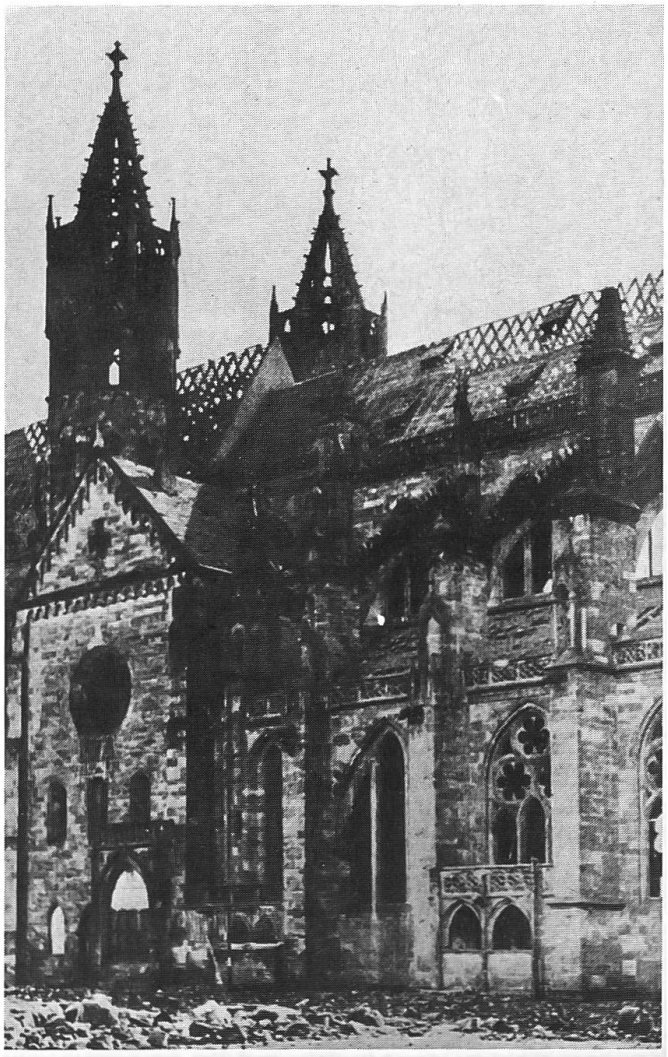
der öffentlichen Basler Denkmalpflege, also Dr. R. Riggenbach, wegen seiner Popularität und Neutralität das ganze Vorhaben gegen aussen hin immer und alleine vertreten sollte. Diese Anregung dünkte mich verständlich, denn der damit zum Leiter der Aktion empfohlene und in reifem Mannesalter stehende Monumentenbetreuer erfreute sich bei Behörden und im Volke einer ungewöhnlichen Beliebtheit. Ausserdem verfügte er, wie bereits erwähnt, über direkten Zugang zum beglaubigten Vertreter des deutschen Reiches in unserem Lande und hatte nie öffentlich die Hitler-Diktatur kritisiert, im Gegensatz zu mir. Da diese Regelung der Sache zweifellos dienlich war, begrüssten sie alle.
Abschliessend liess uns noch einer der Gesprächspartner wissen, dass er persönlich dem Vizepräsidenten der Basler Zweigstelle des Schweizerischen Roten Kreuzes sehr nahe stehe. Dies bildete nach unserer Meinung eine gute Voraussetzung, um ihm den Auftrag zu erteilen, den erwähnten Funktionär zu bitten, im Katastrophenort den Herrn Erzbischof aufzusuchen und zu einem Appell für die benötigten Helferdienste aus der Eidgenossenschaft zu gewinnen. Das war übrigens der erste praktische Schritt in unserer ganzen Rettungsunternehmung.

Grünes Licht für die Inangriffnahme der Restaurierung

Drei Wochen später erhielten wir von zwei Basler Rotkreuzleuten Kenntnis davon, dass ihnen – dem Vizepräsidenten und dem Sekretär der Sektion Basel – der Freiburger Erzbischof gestern eine Audienz gewährt hatte. An diesem Empfang erbat sich seine Exzellenz Dr. Conrad Gröber wunschgemäss und ausdrücklich aus der Eidgenossenschaft Hilfe für sein Münster. Unmittelbar danach fand im Hause der schweizerischen Konsular-Agentur noch eine ausgedehnte, sachbezogene Besprechung statt, an der neben den beiden Schweizern ein Prälat, Prof. Dr. J. Sauer und ein Spiritual, Karl Saurer, des dortigen erzbischöflichen Ordinariates sowie der Stadtbaumeister Dr. Josef Schlippe teilnahmen. Zweck der Zusammenkunft war ebenfalls, die Eidgenossenschaft zu ermuntern, die Initiative für sehr dringlich gehaltene Hilfsdienste zu ergreifen zugunsten der Bewahrung des Freiburger Münsters.
Ferner erhielten die beiden Rotkreuzangehörigen Auskunft über den Hergang der Katastrophe und den damaligen Schadenstand am grossen Sakralbau. Dabei vernahmen sie, dass beim Anflug des alliierten Geschwaders die führende Maschine Leuchtraketen niederliess, welche hellgrünes Licht erzeugten. Das verschaffte den nachfolgenden Fliegern eine relativ klare Sicht zur bewussten Schonung des Kathedralbaues beim Bombenabwurf. Wie ein Wunder, so wurde immer wieder betont, blieb das erzbischöfliche Gotteshaus aufrecht und fast heil inmitten der beinahe vollständig in Trümmer zerfallenen Stadt stehen, in der noch auf ihrer ganzen Grundfläche ein höllischer Feuersturm wütete, welcher Anlass zur Vernichtung aller brennbaren restlichen Substanzen gab. Obschon der Sakralbau keinen direkten Treffer erlitt, fegte der ungeheure Druck und Sog der Luft die Ziegel von den Dächern und zerbarst völlig die Glasscheiben der Obergadenfenster. Absplitterungen an Figuren, Mass- und Mauerwerken sowie dergleichen Bauteile mehr seien vielfach erkennbar. An den wichtigsten Konstruktionen, so etwa an den heiklen Deckengewölben, wurden bisher noch keine grossen Schäden gesichtet.
Was man in Anbetracht dieser Situation unverzüglich benötige, wären etwa 80 000 Stück Biberschwanzziegel sowie ca. 300 Quadratmeter Fensterglas. Beide Materialien könnten in Deutschland sozusagen nicht aufgetrieben werden. Indessen bestände wahrscheinlich die Möglichkeit, diese mit deutschen Camions in der Schweiz abzuholen und mit in Freiburg ansässigen Arbeitskräften zu verlegen und zu versetzen.
Alle diese Aussagen deckten sich demgemäss weitgehend mit unseren Annahmen. Im Besitze des erhofften und damit eingetroffenen Appelles des Metropoliten der Oberrheinischen Kirchenprovinz fertigten wir umfangreiche Schreiben ähnlichen Inhaltes an mit der Schilderung des Flugan-

griffes, der festgestellten Schäden und der Aufforderung, unsere Aktion gutzuheissen. Die Adressaten waren der hiesige Denkmalrat, unsere Kantonsregierung, die Eidgenössische Kommission für historische Kunstdenkmäler sowie der schweizerische Bundesrat. Letzterer wurde angeschrieben über die beiden in der Angelegenheit für kompetent gehaltenen Departemente des Innern (Kultur) und der Volkswirtschaft (Kriegsfürsorge). Jene zwei soeben erwähnten Bundesverwaltungen sind zudem gebeten worden, die Ausfuhr der erforderlichen Materialien gestatten zu wollen.
Die Antworten trafen – bis auf eine – verhältnismässig bald und in zustimmendem Sinne bei uns ein, lauteten also sehr positiv. Beim später eingegangen Schriftstück in der Angelegenheit handelte es sich um jenes des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartemens, das trotz stärkster Befürwortung durch das Eidgenössische Departement des Innern, die Freigabe von rund 80 000 Stück Ziegeln und ungefähr 300 Quadratmetern Fensterglas zur Ausfuhr nach Deutschland verweigerte. Die ablehnende Haltung wurde einerseits begründet mit unserer Knappheit an Kohlen, deren es zum Brand der Materialien etwa 12 bis 15 Tonnen bräuchte, was einem gefüllten Normalgütereisenbahnwagen entspricht und wofür keine Zusatzkontingentsfreigabe seitens unseres nördlichen Nachbarn vorhanden sei. Das zweite Argument, das zur Ablehnung führte, bildete die Möglichkeit, dass das zu jener Zeit immer noch im Kriegsgebiet gelegene Freiburger Münster nach seiner provisorischen Reparatur durch ein Bombardement erneut denselben Schaden erleiden könnte. Welch absurde Argumentation! Als ob ein im Kriegsgeschehen verwundeter Mensch nicht mehr gepflegt werden sollte, weil ja durchaus die Gefahr bestünde, dass er nochmals verletzt werden könnte.
Diese unsere gegensätzliche Meinung gaben wir der obengenannten Dienststelle in Bern sofort bekannt. Doch ein Erfolg der Einsprache blieb vorläufig noch aus. Auch mit der an den deutschen Gesandten in Bern diskret gerichteten Bitte um ein Zusatzkontingent für Kohle besorgt sein zu wollen, kamen wir in diesem Belange keinen Schritt weiter. Und trotzdem wir uns unermüdlich für das Gelingen der Aktion einsetzten, ging es leider in der Angelegenheit nicht befriedigend vorwärts.
Was uns indessen erreichte, das war ein weiteres Gesuch des Erzbischöflichen Ordinariates in Freiburg im Breisgau. Diesmal handelte es sich um die Unterstützung bei der behelfsmässigen Bewohnbarmachung ihres Priesterseminars, das

Freiburg i. Br., Münster 1944 ohne Dachziegel.



beim Flugangriff vom 27. November 1944 gleichfalls stark verwüstet wurde. Alle Fensteröffnungen seiner rund 100 Zimmer, welche die stattliche Gebäulichkeit birgt und die man zur provisorischen Benützung aufs einfachste herzurichten beabsichtigte, waren nur mit Brettern verschlossen. Wenigstens einen geringen Teil dieser hölzernen Verschalung wollte man baldmöglichst durch Glasscheiben ersetzen, um wenigstens dem Tageslicht ein bisschen Zutritt in die Räumlichkeit zu gewähren. Trotzdem wir auch für dieses Ansuchen viel Verständnis aufbrachten, konnten wir darauf nicht eintreten. Vielmehr mussten wir unsere ununterbrochen im Gang befindlichen Rettungsbemühungen ausschliesslich auf das dortige Münster beschränken.

Auf die letzten verlorenen Schlachten und den Einmarsch der Alliierten ins deutsche Kerngebiet folgte für das Nationalsozialistische Dritte Reich bald auch der verlorene Krieg. Am 8. Mai 1945 fand die bedingungslose Kapitulation des Hitler-Regimes statt. Darauf begann die Aufteilung des deutschen Territoriums und seine Besetzung durch die Siegermächte. Freiburg im Breisgau lag nunmehr in der französischen Zone. An ihre Militärbehörde richteten wir unverzüglich für unsere Hilfsaktion neue Gesuche um Bewilligung des Importes von Ziegeln und Glas sowie die Stellung sowohl von Camions zu deren Beförderung als auch von Handwerkern zu deren Verarbeitung. Doch wir mussten auch da sehr lang auf einen Bescheid warten.

Hilferuf aus Breisach

In der Zwischenzeit vernahmen wir den letzten aufschreienden Klageruf eines Priesters über die aussergewöhnlich missliche Lage, in der sich vor allem das geschichts- und kulturträchtige Münster von Breisach befand. Während auf einen 1139 als Stiftskirche erwähnten Sakralbau heute am Objekt nichts mehr hinweist, erfolgte zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Neuerrichtung des noch vorhandenen Gotteshauses, das dann 1300–1330 erweitert wurde. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts begann man damit, den basilikalen Bau zu einer Hallenkirche umzuwandeln; diese letzte Entwicklungsphase fällt in die Jahre 1473–1479. Zum besonderen Ruhm dieser dem Kult dienenden Gebäulichkeit hat stets das grosse Wandbild des jüngsten Gerichtes von Martin Schongauer, der 1491 in Breisach verstarb, und der 1523–1526 entstandene Schnitzaltar des Meisters HL. beigetragen. Schon seit seinem Bestehen wurde der Bau beschädigt: so 1793 in den Koalitionskriegen, 1870 im deutsch-französischen Waffengang und, wie vernommen, besonders schwer 1944/45.

Dieses kunsthistorisch ebenso bedeutsame, zur Hauptsache noch spätromanische Gotteshaus von Breisach litt also durch Bombardierungen, Beschiessungen und dadurch ausgelöste Brandausbrüche ganz wesentlich mehr als seine Schwesterkirche in Freiburg. Ja, es war sogar stark vom völligen Ruin bedrohnt. Sein ganzer Dachstuhl fiel dem Feuer zum Opfer. Die Deckengewölbe drohten einzubrechen. Die Türme sind teilweise eingestürzt gewesen und die Orgel auf der Westempore ein Raub der Flammen geworden. Weniger Schäden wiesen glücklicherweise jene drei Kunstwerke auf, welche, wie bereits angedeutet, diesem Gotteshaus seinen besonderen Ruhm verleihen. So verblieben die grossartigen Wandbilder von Schongauer, der zierliche gotische Lettner und das hübsche Gehäuse des prachtvollen Hochaltares in Zuständen, die durch geeignete Wiederherstellungsmassnahmen ihre Bewahrung erlauben durften. Die Stadt selbst war leider bis auf einige Häusergruppen vollständig zerstört.

Um diesen wichtigen Sakralbau vor dem Untergang zu retten, worum man uns flehentlich bat, brauchte es hier ebenfalls in ausreichendem Masse Ziegel- und Glasspenden. Nach kurzem Überdenken der jammervollen Notlage, in der sich die verwüstete Siedlung mit ihrem bedeutenden Münster befand, entschlossen wir uns in eigener Verantwortung, auch dieses kirchliche Objekt in unsere Hilfeleistung einzubeziehen.

Mit Datum vom 20. August 1945 traf zu Basel in unserer Angelegenheit endlich der lang erwartete

Breisach, zu 85% zerstört.

Entscheid der französischen Militärverwaltung im Lande Baden ein. Er ermächtigte uns, 80 000 Stück Dachziegel und 300 Quadratmeter Fensterglas aus der Schweiz in die besetzte Zone auszuführen. Diese seien notwendig und bestimmt für die Kathedrale Freiburg; sie müssten auch dort abgeliefert werden. Die genannten Materialien, so stand im erwähnten Schriftstück des ferneren vermerkt, stellten ein löbliches Geschenk der Eidgenössischen Kommission für historische Kunstdenkmäler in Basel dar, was es jedoch nicht direkt war.

Indessen schwieg sich die Besatzungsmacht in ihrem Schreiben darüber aus, ob wir ihrerseits mit der Erteilung eines zusätzlichen Kohlenkontingentes rechnen könnten, das uns zum Brand der genannten Werkstoffe diene und ob wir im weiteren erwarten dürften, dass diese Ziegel- und Glasbeförderung vom Fabrikationsort bis zum Münster in Freiburg sowie das Eindecken und Verglasen von badischen Unternehmern bzw. Handwerkern vorgenommen würde. Wiewohl wir uns nach der schnell aufgegebenen definitiven Materialbestellung erneut um die Abklärung der beiden fraglichen Belange kümmerten – handelte es sich doch um wichtige Randbedingungen unserer Aktion – und dabei, wie gewohnt, auch verschiedene uns zur Verfügung stehende private Einflusskanäle benutzten, gelang es uns doch nicht, in diesen zwei Punkten unsere Begehren durchzusetzen.

Vielmehr mussten wir uns damit abfinden, den Kohlenbedarf ohne die geforderte zusätzliche Bezugsfreigabe aus unseren Beständen zu decken und die Transporte mit eigenen Mitteln zu bewerkstelligen. Von dieser unverständlich starren Haltung der Franzosen nahm schliesslich auch das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement gebührend Kenntnis und lenkte seinerseits mit der endgültigen Ausfuhrgenehmigung der Baustoffe ein.
Alle damals für die Herstellung der Ziegel und Glasscheiben erwachsenen Kosten übernahmen dann, wie erwartet, nicht genannt sein wollende private Gönner in recht grosszügiger und weitherziger Weise. Und zur Beförderung der Materialien gewannen wir eine grosse eidgenössische Betriebsunternehmung, die sich dieser Dienste auf besonders freundliche Art völlig unentgeltlich annahm. Es handelte sich um die Schweizerischen Bundesbahnen, welche die Werkstoffe in einem Güterzug gratis über die im Badener Land zum Teil wieder hergestellten Schienenstränge an den Bestimmungsort brachten. Dort warteten genügend ansässige Fach- und Hilfskräfte, bereit, in Eile die Dächer einzudecken und die Obergadenfenster zu verglasen. Ziemlich genau ein Dutzend Monate nach dem verhängnisvollen Fliegerbombardement waren dann am Freiburger Münster die schlimmsten Schäden behoben. Wiederum einigermassen wetterdicht instandgesetzt, vermochte es dem eintretenden neuen Winter besser zu trotzen als dem vergangenen.
Zu guter Letzt ging es uns aber noch um die Einlösung jenes uns selbst gestellten Hilfeversprechens, nämlich dem im Verlaufe des Krieges besonders arg mitgenommenen Münster in Breisach so gut als möglich beizustehen. Dank zweier und mit unserer Einflussnahme sich recht günstig entwickelnder Umstände wurde das befriedigend verwirklicht. Zum einen liessen mein Freund Dr. R. Riggenbach und ich, wie schon angedeutet, mit Blick auf den wichtigen, aber arg verletzten Sakralbau, zwar ganz im stillen und die eigenen Befugnisse weit überschreitend, rund 10 Prozent Bedachungs- (10 000 Stück Ziegel) und Verglasungsmaterialien (100 Quadratmeter) bei uns in der Schweiz mehr anfertigen und dann auch liefern. Zum anderen bot sich der Freiburger Kathedrale die Gelegenheit, 40 000 Stück Ziegel von der eigenen Stadtverwaltung leihweise übernehmen zu können, die eigentlich für Wohnbauten des Gemeinwesens bestimmt waren, deren Herrichtung sich indessen zeitlich sehr stark verzögert hatte. Der sich dadurch bildende Vorrat reichte schliesslich aus, um nach Breisach überführt, das dortige Münster behelfsmässig zu decken und zu verglasen.
Am Ende unserer Hilfsaktion war also auch dieser kunstgeschichtlich ebenfalls sehr bedeutsame Sakralbau, welcher auf einem Hügel in Breisach direkt am Rhein liegt, gegen die winterliche Einwirkung von Regen, Schnee-, Frost- und Eisbildung geschützt. Diese segensreiche Tat vollbracht zu haben, erfüllte uns und unsere Freiburger Mitwirkenden mit um so grösserer Genugtuung, als die noch verbliebene restliche Bevölkerung in Breisach, trotz härtester eigener Betroffenheit, unglaublich viel Gemeinnütziges mitleistete, um ihr altehrwürdiges Münster doch noch rechtzeitig vor dem drohenden Untergang zu retten.
Nachdem die Vorbereitung und Durchführung des Hilfsunternehmens zur Bewahrung der beiden südbadischen Münster, das unserer lieben Frau gewidmete zu Freiburg im Breisgau und jenes in Breisach, dessen Patron der heilige Stephan ist, sich beinahe ein ganzes Jahr hingezogen hatte und mehr als einmal ins Stocken geriet, war es schliesslich doch gelungen, sie vor Einbruch des zweiten Winters erfolgreich zu beenden. Eine Fülle aufgetretener Schwierigkeiten, unter anderem die Ungunst der kriegerischen Ereignisse und die wechselnden Machtverhältnisse liessen es nicht zu, diese heikle Aufgabe auf einen Anhieb zu lösen. Vielmehr bedurfte es dazu eines grossen Ausmasses an Geduld, Beharrlichkeit, Zuversicht und Mut, um nicht aufzugeben, sondern bis zur Erreichung der gesteckten Ziele durchzuhalten. Gut Ding will offenbar allemal Weile haben. Ein denkmalpflegerischer Dienst am Ausland, in wirren Zeitläufen grenzüberschreitend erbracht, war

damit abgeschlossen. Die Gewissheit, dabei zwei grossen Monumenten unserer oberrheinischen und europäischen Kunstgeschichte in allerhöchster Not zu rettenden Spenden verholfen zu haben, beglückten Dr. Rudolf Riggenbach und den Schreibenden mehr als die später erhaltenen Auszeichnungen mit dem deutschen Verdienstorden.
Übrigens sei in diesem Zusammenhang eine 1985 durch die Presse gegangene, sehr interessante Meldung hier angefügt. Nach langen, sorgfältig durchgeführten Vorbereitungen hat der Oberbürgermeister von Freiburg im Breisgau über den südbadischen Regierungspräsidenten den Antrag an die Unesco in Paris gestellt, das Münster zu Freiburg auf die «World Heritage List» aufzunehmen. Das Gesuch um Einstufung in Weltranghöhe stützt sich auf das Urteil anerkannter Fachleute, welche bekundeten, dass der Turm des erzbischöflichen Sakralgebäudes der einstigen Zähringerstadt im Südwesten Badens der herrlichste gotische aller abendländischen Gotteshäuser sei. Dies zweifellos in Anlehnung an die bereits genannte Auffassung des grossen Basler Historikers des 19. Jahrhunderts, Jacob Burckhardt, es sei dies «der schönste Turm der Christenheit».
Im genannten Verzeichnis des Kultur- und Naturerbes der ganzen Welt sind Kunst- und Bauwerke, aber auch Naturobjekte aufgeführt, welche man als besonders wertvoll, hochrangig und unersetzbar bewertet. Aus Deutschland fanden bisher folgende Architekturjuwele Einlass in diese internationale Liste: die Dome von Aachen und Speyer, die Wallfahrtskirche der Wies, die Würzburger Residenz und zwei niederrheinische Burgen. Und unsere Schweiz ist bis jetzt in diesem internationalen Schatzverzeichnis mit drei Objekten vertreten, nämlich der Berner Altstadt sowie den Klöstern von Müstair und St. Gallen.

Der Wiederaufbau von Freiburg i. Br. durch Kollege Josef Schlippe

Obschon meine Tätigkeit bei der beendeten Aktion zur Bewahrung der zwei durch Bomben verletzten Münster sich weitgehend als Freizeitarbeit hinter den Kulissen abwickelte, so bot sich mir in diesem Unternehmen – vorweg nach Kriegsende – dennoch Gelegenheit, dass mit einzelnen der beteiligten Personen von jenseits des Grenzzaunes nicht nur oberflächliche, menschlich-berufliche Berührungen, sondern sogar tiefergehende und lang andauernde freundschaftliche Verbindungen entstanden. Gute Voraussetzungen schuf dazu zweifellos meine praktisch erprobte Hilfsbereitschaft, sodann, dass ich als junger, munterer Architekt und Monumentenbetreuer über ein rasches Erfassungs- und Urteilsvermögen sowie über ein grosses, städtebauliches Interesse verfügte.
Dies war, wie gesagt, der Beginn einer noch heute bestehenden, engen freundnachbarschaftlichen Verbundenheit mit südbadischen Kollegen und Nachbarn. Jedenfalls suchte mich auch nach Abschluss meiner Helferdienste an den beiden Münstern der seinerzeitige Stadtbaumeister von Freiburg im Breisgau, Dr. Josef Schlippe, ein kluger, feinsinniger und hochgebildeter Diplom-Ingenieur des öfteren zum fachlichen Gespräch auf.
Josef Schlippe wurde 1885 in Darmstadt als Sohn eines Juristen geboren. Früh an Fragen der Baukunst interessiert, studierte er an der Technischen Hochschule Darmstadt Architektur und Kunstgeschichte, zu seinen Lehrern gehören Georg Behio, Adolph Goldschmidt und Wilhelm Pinder. Die Doktorarbeit fertigte er über den französischen Barockarchitekten Rémy de La Fosse an (dessen Pläne für das Darmstädter Schloss massgebend wurden). Seinen Berufsweg begann Josef Schlippe beim Städtischen Hochbauamt Frankfurt am Main; 1925 wurde er zum Leiter des Städtischen Hochbauamtes Freiburg im Breisgau berufen. Seit 1948 erfüllte er neben diesen Aufgaben auch

diejenige eines Denkmalpflegers für Südbaden, welche er nach seiner Pensionierung als Leiter des Städtischen Hochbauamtes Freiburg 1951 ausschliesslich bis 1956 versah. Josef Schlippe verstarb 1970 in Freiburg.

Die wohl bedeutendste Leistung Schlippes beruht in der Erstellung und Durchsetzung des Wiederaufbauplanes für die, wie gesagt, 1944 schwerstens zerstörte Freiburger Altstadt. Unterstützt hat ihn darin der Basler Architekt, Prof. Dr. Hans Bernoulli und ganz nebenbei meine Wenigkeit. Schlippes Konzeption ist es wesentlich zu verdanken, dass die Grundzüge der alten Zähringer Siedlung bewahrt, d. h. der Grundriss des historischen Kerns beibehalten wurde. Dies war in der damaligen Zeit, da viele Fachleute die Devise vertraten: «Vom Nullpunkt aus alles neumachen», durchaus nicht selbstverständlich. Josef Schlippe erkannte, dass der Wiederaufbau der Innenstadt von Freiburg eine Aufgabe von «legendärem Ausmass» war, und musste jahrelang seine ganze Kraft dafür einsetzen, die Beteiligten für seine Absicht zu gewinnen und diesen in widrigster Zeit durchzusetzen. Er selbst sagte dazu: «Die Fassaden sollen schlicht sein und nicht durch aufgeklebten Zierat, aber auch nicht durch schnittige Eintagseleganz, sondern durch gute, reine Verhältnisse, ein zurückhaltendes Relief und saubere Einzeldurchbildung wirken, als Ergebnis einer disziplinierten, jedoch nicht anmutlosen Gestaltung; die Schlichtheit geht von selbst Hand in Hand mit der Herzenswärme, die hier in Südwestdeutschland zu Hause ist.»

Mein Gedankenaustausch mit Dr. Josef Schlippe erfolgte zumeist auf seinen Gängen zur hiesigen Universitätsbibliothek und danach, ohne das, über fast anderthalb Dezennien hinweg. Und es geschah von seiner Seite aus in der vorerst kontaktarmen Nachkriegszeit im verständlichen Bedürfnis, sich etwas abseits des gewöhnlichen Arbeitsplatzes in Ruhe über schwierig zu behandelnde Problemkreise mit einem ähnlich interessierten Fachgenossen kameradschaftlich auszusprechen und dabei auch ausseramtliche Urteile und Unterstützungen einzuholen.

Josef Schlippe sah sich – wie erwähnt – vor gewaltige Aufgaben gestellt und befand sich darin recht einsam, da Verbindungen über die Zonengrenze hinweg, wie schon erwähnt, schwierig waren. Als ihm freundlich gesinnter Amtsbruder bot sich hierfür meine Person – der in jeder Hinsicht unabhängigere Schweizer Kollege – an. Wenn auch beim Wiederaufbau der Innenstadt von Freiburg im Breisgau – angesichts der seinerzeitigen enormen Schwierigkeiten – im einzelnen nicht alles so geworden ist, wie vorgesehen, so war doch die damalige entscheidende Weichenstellung richtig und zukunftsweisend vollzogen worden. Dass die Innenstadt von Freiburg im Breisgau sich heute wieder dem jetzigen Besucher gut darbietet, ist das Verdienst von Dr. Josef Schlippe.

In solch wichtigen Situationen zeigt es sich, wie bedeutungsvoll es auch sein kann, einem Kollegen und Freund Mut zu machen, ihm gegen «ideologische» Anfeindungen und Verunsicherungen Unterstützung und Beistand zu leisten. Das war um so wesentlicher, als in solch einer Zeit des geistigen und tatsächlichen Kahlhiebes die «terribles simplificateurs» eine beängstigende Hochkonjunktur erlebten.

Den mir im Verlaufe der Nachkriegszeit immer freundschaftlicher gesonnenen Dr. Josef Schlippe durfte ich aber nicht nur bei der Wiederaufrichtung der zerstörten Innenstadt von Freiburg im Breisgau als stiller, aussenstehender Anreger und Ratgeber begleiten. Als sein geschätzter Schweizer Kollege – ein Berufsbruder ähnlicher Art war ich auch damals insofern, als mir ebenfalls zwei verwandte amtliche Funktionen oblagen, nämlich die eines beauftragten Architekten für Altstadt- und Dorfkernpflege beim Baudepartement und jene eines Stellvertreters des Monumentenbetreuers in der Erziehungsdirektion unseres Kantons – liess er mich auch an anderweitigen Aufgaben teilhaben.

So wandte er sich ebenfalls oft zur Klärung heikler oder strittiger architektonischer, ortsbaulicher und konservatorischer Fragestellungen verschiedener Kleinstädte, Marktflecken, Dörfer und Weiler oder diverser hier situierter Einzelobjekte im gan-

zen Markgräfler Land in gleicher beiläufiger Weise an mich. Das erfolgte aber auch, weil sein Amt in allen Belangen mehr als nur bescheiden ausgestattet, d. h. unterdotiert war, und andererseits auch im genauen Wissen um die seit Jahrhunderten bestehende Kulturgemeinschaft zwischen den drei Ländern um das Basler Rheinknie, welche unter sich nicht wenige baugeschichtliche Verflechtungen und oft dieselben Architekten aufweisen, was sich auch in manchen vorhandenen gestalterischen Übereinstimmungen wiederspiegelt. Und im diesbezüglichen kulturellen Kräftespiel verfügte meine Vaterstadt über die wirkungsvollste Ausstrahlung sowie den nachhaltigsten Einfluss, worüber ich einen verhältnismässig guten Überblick besass.
Bei undurchsichtigen oder stark verwickelten Fällen nahmen wir hin und wieder auch mal an Ort und Stelle gemeinsam einen Augenschein vor. Derartige Begehungen fanden gewöhnlich an den Wochenenden in völlig privatem Rahmen statt. Anschliessend überlegten wir uns an einem Wirtshaustisch bei Wein und Brot, was es in vorliegender Sache wohl am ehesten zu tun gäbe. Nur ganz selten machte ich aus eigenem Antrieb alleine einen Ausflug in das Amtsgebiet meines alten Freiburger Kameraden.

Informationen

Krankentag

Dienstag, 2. Juni
9.30 Uhr: Messfeier mit Predigt.
13.30 Uhr: Rosenkranz, Predigt, Krankensalbung.

Trostfest-Sonntag

Sonntag, 5. Juli
9.30 Uhr: Festamt. Hauptzelebrant: Abt-Präses Dominikus Löpfe OSB, Kloster Muri-Gries.
15.00 Uhr: Deutsche Vesper und Predigt.

Mariasteinerkonzert

Sonntag, 14. Juni, 16.30 Uhr
Sopran, Posaune und Orgel.
Clara Wirz, Luzern (Sopran); Pia Bucher, Boll BE, (Barockposaune/Posaune); Jean-Marc Pulfer, Luzern (Orgel).
Werke von M. A. Zaini, G. Frescobaldi, J. S. Bach, D. Scarlatti, A. Honegger.

Mehrstimmige Messen

Sonntag, 7. Juni, Pfingsten, 9.30 Uhr:
Es singt der Kirchenchor von Grossdietwil.

Sonntag, 21. Juni, 9.30 und 11.15 Uhr:
Es singt das «Ensemble Vocal Debès», Hoenheim (Frankreich).

Sonntag, 28. Juni, 9.30 Uhr:
Es singt der Kirchenchor Erschwil.

Sonntag, 5. Juli (Trostfestsonntag), 9.30 Uhr:
Es singen die vereinigten Kirchenchöre Hofstetten/Kleinlützel.